

"Ja, ich bin tot"

Zum 40. Todestag der Religionsphilosophin und Schriftstellerin Susan Taubes

Die Blicke scheinen sich ineinander verhakt zu haben, das Paar sieht glücklich aus. Der Titel des Buches verspricht eine triviale Lektüre: «Scheiden tut weh», kitschiger geht es nicht. Irritierend ist da höchstens die Diskrepanz von Gattungsbezeichnung «Roman» auf dem Titelblatt und «Testament». Als solches bezeichnet der Verlag in den Angaben zur Autorin das Romandebüt. Nach diesem hat die Autorin kein weiteres Buch mehr geschrieben. Die Originalausgabe, 1969 in den USA erschienen, war im Titel schlichter («Divorcing»), erinnerte aber in der Aufmachung an schlimmste Groschenheftästhetik. Schützend beugt sich da ein adretter junger Mann über eine liegende, natürlich blonde Frau, die sich an ihn klammert. Sieht so ein Testament aus?

«Ja, ich bin tot. Schon als ich ankam, wusste ich, dass ich tot bin, aber ich wollte es nicht als erste sagen.» Die Erzählerin des Romans ist eine Tote, die im Verkehrschaos vom New York überfahren wurde und nun in einem irrlichternden Moment zwischen Gestorbensein und endgültigem Verschwinden des Selbst retrospektiv ihr Leben erzählt: Von dem Geliebten auf der anderen Seite der Welt, von dem Mann, der sie zur Ehefrau dressieren wollte, von der distanzierten Beziehung zu den drei Kindern und schließlich von der eigenen jüdisch-assimiliert geprägten Kindheit in Ungarn. Berichtet wird von dem Versuch einer Emanzipation, vom Elternhaus, von der Religion, von den Rollenzuweisungen als Frau, Mutter und Wissenschaftlerin. Beinahe jede Szene steigert sich ins Groteske, in surreal unfassbare Zustände. Höchst subtil und in lakonischer Scharfzüngigkeit spricht der Roman davon, dass nicht die verrückt sind, die aus diesen Verhältnissen auszubrechen versuchen, sondern dass es die Verhältnisse sind, die verrückt machen.

Als Mitte der 1990er Jahre das Buch in der Bundesrepublik erschien, wurde es aber weniger als literarisches Meisterwerk, sondern fast ausschließlich als authentische Lebenserinnerung gelesen. Denn der Mann, dem die junge Frau so vertrauensvoll in die Augen blickt, war - zumindest in den Intellektuellenkreisen - kein Unbekannter. Zwar war Jacob Taubes, als er 1963 nach Berlin an die Freie Universität kam, längst von Susan Taubes geschieden, und bei Erscheinen der Übersetzung des Romans auch schon einige Jahre tot, doch hatte der charismatische Religionswissenschaftler in einer Weise die Universität Westberlins geprägt, dass ein voyeuristisches Interesse an seinem Privatleben vom Verlag vorausgesetzt werden konnte.



Susan Taubes,

"Scheiden tut weh",
München: Matthes &
Seitz, 1995. Nur noch
antiquarisch erhältlich.

Doch ist «Scheiden tut weh» alles andere als ein Enthüllungsroman. Versuche, aus der Fiktion das authentische Lebender Susan Taubes und ihres Mannes zu extrahieren, laufen ins Leere.

Als Susan Judith Feldmann kam sie 1928 in Budapest zur Welt, ihr Großvater war der Budapester Oberrabbiner. 1939 floh ihr Vater, der Psychoanalytiker Sandor S. Feldmann, mit ihr vor den Nazis in die USA. Zehn Jahre später heirateten Susan und Jacob Taubes, um sich dann für die nächsten drei Jahre kaum zu sehen. Nach dem Studium der Philosophie am Bryn Mawr College wollte Susan Taubes promovieren, erst über Heidegger, dann über Simone Weil, weshalb sie viele Monate in Paris recherchierte. Jacob Taubes folgte einem Ruf von Gershom Scholem nach Jerusalem, wo er als dessen Assistent arbeitete.

Die Vertrautheit der Eheleute kann sich in dieser Zeit nur postalisch artikulieren. Und sie tun es, sie schreiben hunderte Luftpostbriefe, wovon ein Teil in Kisten verwahrt beider Tod überdauerte. Heute befinden sie sich im Susan Taubes-Archiv am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin, das von den Kindern des Paares als Nachlassverwaltendes Institut der Schriften von Susan Taubes auserkoren wurde. Hier bereitet die Literaturwissenschaftlerin Christina Pareigis nicht nur eine Biografie über Susan Taubes vor, sondern auch eine Werkedition, die einen Teil des Oeuvres ans Licht heben soll, dass die Kisten bargen - und von dem nur ein Bruchteil zu Lebzeiten der Autorin publiziert wurde.

Dabei haben es schon die Briefe in sich. Liebesbriefe sind sie nur in dem Moment der Anrede und in der Abschiedsfloskel, dazwischen und darin geht es in medias res: Um die Lektüre der letzten Tage, um religionswissenschaftliche und philosophische, um ästhetische und kulturanthropologische Fragen. Es sind weit mehr Briefe von Susan als von Jacob Taubes überliefert, sie zeigen nachdrücklich, einen bislang kaum wahrgenommenen intellektuellen Einfluss auf den akademischen Einzelgänger.

1956 hat Susan Taubes ihre Dissertation über Simone Weil bei Paul Tillich eingereicht. Es ist eine der fundiertesten Arbeiten über die französische Philosophin, die in der Forschung oft auf die christliche Mystikerin reduziert wird. Susan Taubes hingegen sieht das häretische Potential - und den politischen Impuls dieses Denkens. Die Arbeit wird nicht publiziert, die Aufsätze, die Taubes vor und nach ihrer Promotion zu Weil schreibt, werden in der akademischen Welt kaum beachtet. Einige Jahre noch versucht sich die junge Akademikerin im Wissenschaftsbetrieb zu etablieren, auch nachdem sie sich 1961 von Jacob Taubes scheiden ließ. Parallel dazu fängt sie an zu schreiben. 1965 erscheint «The Sharks», die Erzählung eines Alptraums, ein Jahr später eine Kurzgeschichte, die in einer Psychiatrie spielt.

Im Nachlass finden sich etwa 70 weitere literarische Manuskripte, die bislang nicht veröffentlicht wurden. Einen Teil wird Susan Taubes mit Susan Sontag diskutiert haben. Beide wollten sich als Schriftstellerinnen etablieren. Doch während Sontag reüssierte, wurde der Debütroman von Taubes am 2. November 1969 in der «New York Times» verrissen, ausgerechnet mit dem Argument, dass sie sich stilistisch zu sehr an Susan Sontag orientiere. Und überhaupt, diese Lady Novelists, Frauen können eben nicht schreiben, weiß der Kritiker Hugh Kenner. Am selben Tag erschienen auch andere Kritiken, in Chicago, Washington und eine sehr hymnische in der Los Angeles Post. Aber das war vor dem Internet-Zeitalter. Susan Taubes wird sie nicht mehr gelesen haben.

Denn vier Tage später fährt die 41-Jährige von Manhattan nach Long Island. Sie hinterlässt am Strand ein halbleeres Röhrchen Tabletten und drei Briefe an Freunde, in denen steht, dass sie seit einem Jahr mutlos sei. Sie kann nicht gerettet werden. Drei Tage später berichten die Tageszeitungen von dem Selbstmord, der Roman von Taubes war noch kaum ausgeliefert. Darin hatte sie ihre Protagonistin sagen lassen: «mit ziemlicher Sicherheit bin ich tot. Es steht in der Zeitung.» Die Polizei musste Susan Sontag bitten, die Tote zu identifizieren. Vier Jahre später reflektiert diese den Tod der Freundin in einer Kurzgeschichte: «Wie hab' ich unter der Last unserer Freundschaft gestöhnt. Aber dein Tod wiegt schwerer. Warum gerade du untergehen musstest, wo so viele andere - auch nicht anwesend in ihrem Leben - weitermachen, bleibt mir ein Rätsel. ... Ist es fair, wenn ich erwache und du, das meiste von dir, nicht?»

Lene Zade

[«Jüdische Zeitung», November 2009](#)